

Stella Levi am
Seder-Tisch

„Zwischen Hoffnungsschimmer und Leiden“

© REDEMPTION BLUES

VON IDA SALAMON

In einer kleinen Wohnung am Washington Square in New York sind die Vorbereitungen für einen Seder-Abend in vollem Gange. Stella Levi bewegt sich souverän durch ihre Küche, es riecht nach Oregano, Olivenöl und frisch gebackenen Köstlichkeiten. Langsam versammeln sich die Gäste aus Stellas großer Familie. Stella ist 95 Jahre alt, eine sephardische Jüdin, Auschwitz-Überlebende und eine weltoffene Frau, die sich nicht gerne von anderen Menschen als Jüdin unterscheiden lässt. Auch über die Schoa mag sie nicht sprechen. Die Tradition ist ihr sehr wichtig, aber sie schafft ihre eigene: Sie nimmt einen knusprigen Brotlaib aus dem Ofen und setzt sich an den Kopf des Tisches. Die gebürtige Italienerin Stella Levi ist eine von insgesamt sieben Protagonistinnen in Peter Stastnys Dokumentarfilm *Redemption Blues*. Jeder von ihnen führt uns durch die eigene Lebensgeschichte von New York bis Wien.

Der Film beginnt in einem Ort in der jetzigen Ukraine, wo die Mutter des Regisseurs, Edith Stastny, geboren wurde. Im Jahr 2002 hat er sich mit ihr auf eine berührende Entdeckungsreise begeben, „einer Art Erlösung von den massiven Schäden, die meine Familie und ganz Europa im 2. Weltkrieg erlitten hat“, sagt der gebürtige Wiener, Wahl-New-Yorker und Psychiater Peter Stastny.

NU: „Redemption Blues“ ist bereits Ihr fünfter Film. Schon in den 1990er-Jahren begannen Sie, neben Ihrer psychiatrischen Praxis, Filme zu drehen. Was hat Sie dazu bewogen?

Stastny: Am Anfang meiner Filmarbeit ging es mir in erster Linie darum, wichtige Entwicklungen der Psychiat-

rie zu dokumentieren. Mein erster Film *Nerve (Nervenkriege)* war ein Porträt von vier ehemaligen Psychiatriepatienten, die zu Aktivisten wurden. Danach kam *In The House*, eine Gruppenarbeit mit Jugendlichen auf einer stationären Psychiatrie. Die Stimmen der Patientinnen und Patienten mussten gehört werden. Aber die Kriegserfahrungen meiner Eltern ließen mir keine Ruhe, so kam es zu dem Film *Gespräch im Gebirg*, wo ich mit Paul Celans Geschichte eine Brücke zwischen konkreten Erfahrungen und deren literarischer Interpretation schlagen wollte.

War der Film ein Versuch, Wege jenseits der grausamen Geschichte der Schoa zu finden?

Von meiner Seite hat weder die Fixierung auf Erinnerung und mahnende Zeitzeugenberichte noch die Suche nach Gott innerhalb einer religiösen Lebensform etwas weitergebracht. Späte Trauerarbeit im Rahmen unseres heutigen Lebens und ein musikalischer Faden, der sich zwischen Hoffnungsschimmer und ewigem Leiden spannt, haben mir dabei geholfen.

Nach welchen Kriterien haben Sie die Zeitzeugen ausgesucht?

Das Projekt begann mit einer Einladung an Dutzende Zeitzeugen zu Fokusgruppen, in denen wir Fragen zu deren heutigem Leben und Zukunftsperspektiven stellten. Außerdem wollte ich wissen, inwieweit sie sich eine filmische Zusammenarbeit vorstellen konnten. Dabei stachen einige Personen heraus, die meiner Wahrnehmung nach Wichtiges für die heutige Zeit zu sagen hatten, und deren Darstellungs- und Ausdruckskraft mich tief berührte. Aus meiner Begegnung mit Stella Levi entwickelte sich eine langjährige Freund-

schaft und Zusammenarbeit, die bis heute besteht.

Haben Sie die Protagonisten des Filmes auch mit den Augen eines Psychiaters betrachtet?

Die kurze Antwort ist nein. Das Thema wurde im Film von zwei Protagonistinnen aufgebracht, aber ich versuche auch, meinen PatientInnen nicht oder jedenfalls nicht nur als Psychiater zu begegnen. Es ist vielleicht schwer zu glauben, aber ich bin keiner, der ständig die Menschen in seiner Umgebung analysiert oder über ihre privaten Neurosen nachdenkt. Gleichzeitig versuche ich aber zu verstehen, was ihnen Hoffnung und Lebenskraft gibt, und worunter sie manchmal leiden. Mich interessiert mehr ihre eigene Auslegung ihrer Geschichte und Geschichten als irgendeine Interpretation meinerseits, die ich ihnen aufsetzen könnte. Im Film war ich Erzählungen auf der Spur, die in erster Linie nicht die Vergangenheit beleuchten, sondern etwas sein könnten, woran sich meine und die nächsten Generationen anhalten können.

Welche Botschaft wollten Sie mit dem Film vermitteln?

Menschen, die sich heute nicht an den sich ewig wiederholenden Erinnerungen anhalten können, suchen nach einem Vorausblick. Die enge Sicht eines verfolgten Judentums und der religiöse Weg sind für viele eine Sackgasse. Auch gibt es noch eine Chance auf späte Trauer, die sich nicht durch Abbildung der Schoa-Gräuel erwirken lässt. Jetzt, wo die erste Generation bald ausgestorben ist, brauchen wir emotionelle und politische Leitlinien, die weiterführen. Dazu soll der Film einen kleinen Beitrag leisten.

nu